

# Über die Weisheit der Igel und die Einsichten der Hasen

## Wozu brauchen wir die Hochschule?

Von Georg Kohler

*Wollte man auf die kürzest mögliche Weise erklären, weshalb Universitäten und Hochschulen, also die jeweils obersten wissenschaftlichen Forschungs- und Lehranstalten, unzweifelhaft Kerninstitutionen unserer Gesellschaft sind, dann braucht man nur diese eine Feststellung zu treffen: Wissen ist Macht. Und das bedeutet: Wer «Wissen», Durchblick, Kenntnis der alle Erscheinungen bestimmenden Gesetze in der Tiefe der Welt besitzt, der vermag sich nicht nur zum produktiven Meister der Naturkräfte und zum Herrn der entängstigenden Vorausschau natürlicher Kausalabläufe zu machen, der gewinnt auch die Spitzenplätze in der ständigen Konkurrenz der Menschen um Vorherrschaft, Prestige und Wohlstand.*

Wenn Paul Kennedy oder David Landes in ihren prominenten Makroanalysen als wirtschaftlich besonders zukunftsfähig die Schweiz hervorheben, dann stets und nie zuletzt wegen ihres umfassenden, auch in nichtuniversitären Bereichen effektiven Bildungssystems. Und wenn der eidgenössische Staatssekretär für Wissenschaft und Forschung, Charles Kleiber, über die Bedeutung von Wissenschaft und Universität spricht, dann am liebsten im Blick auf den marktkononomischen Wissen-ist-Macht-Zusammenhang: «Notre économie dépend directement du savoir: l'information, la connaissance et l'expertise sont déterminantes et constituent le premier facteur de production, avant le capital et le travail.»

Das ist einleuchtend und richtig; und es motiviert ziemlich zuverlässig Bundesrat, Parlament und Volk, die nötigen Gelder für den Qualitätserhalt und den Ausbau der einschlägigen Institutionen bereitzustellen. Doch die Beachtung des marktkononomischen Markt-Wissens-Komplexes ist für sich allein genommen zu wenig, ja gefährlich irreführend, wenn es um die Ausarbeitung der Leitlinien für den langfristig besten und sachgerechten Einsatz dieser Mittel zu tun sein soll.

Was sind die Wissenschaft und ihr wichtigstes Biotop, die Universität, «eigentlich»? – Instrument zur Erreichung sozialer Zwecke oder selbstbezüglichen System? – Wer trifft eher die Natur der Sache, Charles Kleiber, der erklärt: «Die Universität ist ein Instrument, das uns allen gehört, das heisst, dass wir Mechanismen finden müssen, damit (...) wir gemeinsam die Universität gestalten?» Oder hat Karl Schmid recht, wenn er 1973, in einer seiner letzten Wortmeldungen zur «Wissenschafts- und Forschungspolitik der Schweiz», mit Nachdruck die «Spontaneität des Forschens», das «Originale», das «Unkonforme», Querköpfige allen «Wissenwollens» unterstreicht und damit die «autonome Freiheit des Forschers» gegen jegliche Planungsziele verteidigt?

Autonomie contra Dienstleistungsfunktion... Wer Wissenschaft und Hochschule unter den Aspekten dieser Alternative diskutiert, der führt nicht einen unüberbrückbaren Gegensatz in die Überlegungen ein, sondern vor allem den Zwang zur Erweiterung des Problematisierungsfeldes. Falls diese Alternative also keine ausschliessende ist – und ich denke, es ist so –, welches sind die bisher unbeachteten Momente und sachlichen Bestimmungen von Wissenschaft und Hochschule, die den offenkundigen Widerspruch zwischen Kleiber und Schmid zu vermitteln erlauben?

### Bacons Punkte

Um den Zugang zur Antwort auf diese Frage zu finden, möchte ich noch einmal an den Grundsatz «Wissen ist Macht» erinnern. Denn er schlägt die Brücke zu seinem Erfinder, zu Francis Bacon (1561–1626), dem Baron von Verulam, einem überragenden Repräsentanten der frühmodernen Philosophie, bzw. zu dessen «grosser Erneuerung», der «Instauratio Magna», dem bahnbrechenden Werk des englischen Empirismus. Die zentrale Botschaft der «Instauratio» lautet nun

eben: Wissen ist Macht; sie lässt Bacon zum Apologeten der naturwissenschaftlichen und technischen Revolution werden, die damals begann und nun unaufhörlich geworden ist.

Wenn «Wissen» «Macht» schöpft, dann muss – so Bacon – der Ursprung dieser Quelle, die Wissenschaft, planmässig gefasst und in der Form eines Grossunternehmens organisiert werden. Sehr viele haben sehr vieles zusammenzutragen; für den Empiristen Bacon ist Wissenschaft zunächst einfach das unentwegte Sammeln und Bearbeiten von möglichst vielen und verschiedenen Einzelerfahrungen. Freilich, und hier beginnt die Sache wesentlich zu werden: «Wissenschaft» gibt es in eigentlichem Sinne erst da, wo die empirischen Daten nach strengen Methodenregeln, d. h. nach den konstitutiven Richtlinien rationalen Prüfens und Schliessens, analysiert und synthetisiert werden. Wissenschaft ist menschliche – menschenmögliche – Vernunftkenntnis, und als solche weder das Archiv zufälliger Geschichten noch Phantasie und Dichtung, und jedenfalls ist sie keine Offenbarungstheologie, die von übernatürlichen Zusprüchen abhängt. Wissenschaft ist von innerweltlicher Neugierde («curiositas») in Betrieb gehaltene, durch verständliche Argumentationen und nach klaren Methoden aufgebaute, an beobachteten, systematisch wiederholbaren Ereignissen orientierte Erfahrungswissenssuche.

So ungefähr ist die baconische Wissenschaftsvorstellung zu umreissen, die die «Instauratio» darlegt. Bezogen auf die Alternative «Wissenschaft – Dienstleisterin oder autonome Erkenntnisucherin» macht Bacons Konzeption jedenfalls dies sichtbar: dass Wissenschaft ihre instrumentelle Wirkung – nämlich «Macht» (wozu auch immer) zu generieren – nur zu entfalten vermag, wenn sie sich selbst – gemäss ihren eigenen Bedürfnissen und internen Relevanzbewertungen – entwickelt. Nützliche Dienstleisterin ist sie also gewissermassen allein in der Nebenfolge ihrer autonomen, selbstbestimmten Tätigkeit, d. h. lediglich indirekt. Wissenschaft ist hilfreich, insofern ein Instrument. Aber bloss auf dem Umweg über die Anerkennung ihrer systematischen Selbstreferenz ist sie als solches zu gebrauchen. Ausserdem ist ihr Fortschritt und seine Nützlichkeit an eine Form von Rationalität gebunden, die mit dem alltäglichen, pragmatischen, auf rasche Reaktion und Problemverkürzung drängenden «gesunden Menschenverstand» nicht zu verwechseln ist.

Besonders die zuletzt erwähnte Sache ist wichtig. Bacon widmet ihr einen ganzen Band im Rahmen der «Instauratio», der unter dem Namen des «Novum Organon» berühmt geworden ist. Das «Organon», Bacons Beschreibung der Methode zuverlässiger Erkenntnisgewinnung, warnt vor zwei eminenten Gefahren beim Versuch wissenschaftlicher Theoriebildung: Vor dem übereilten Schluss bzw. der übertriebenen Verallgemeinerung und zweitens vor den «Trugbildern» und Vorurteilen, denen wir ständig erliegen.

### «Igel» und «Hasen»

Bacons «Organon» ist eine heute noch lesenswerte Selbstkritik der menschlichen Vernunft. Und sie ist gerade dann nützlich, wenn wir in und mit Diskussionen vor scheinbar unauflösbare Widersprüche geraten. Wie etwa im Fall der Alternative «Wissenschaft – Dienstleisterin oder autonome Erkenntnisucherin». Das «Novum Organon» empfiehlt auf voreilige Verallgemeinerungen und grundlegende Vorurteile zu achten. Um das sachdienlich zu tun, ist allerdings eine weitere Überlegung nötig: Vorurteile sind ja häufig nicht schlechthin falsch; hinderlich oder irreführend sind sie erst dann, wenn sie für die ganze Wahrheit gehalten werden. Deshalb möchte ich jetzt, mit Blick auf die fragliche Alternative, zwei Reihen von Partialwahrheiten einander gegenüberstellen.

Ich nenne sie einerseits die «Weisheiten der Igel», andererseits die «Einsichten der Hasen». Die ersteren befestigen die Position, die in meiner kleinen Dialektik mit Karl Schmid besetzt worden ist; die zweiten untermauern die Antithese, die Charles Kleiber hält. Die «Weisheiten der Igel» heissen so, weil der Igel bekanntlich das helvetische Totemtier der Eigenständigkeit ist; die «Einsichten der Hasen» erhalten diesen Titel, weil Meister Lampe die Chancen anpassungsfähiger Fruchtbarkeit symbolisiert.

Die «Weisheiten der Igel»: Erstens, Wissenschaft ist primär ein Selbstzweck. Sie gehorcht ihren eigenen Notwendigkeiten, ihren eigenen Motiven, ihren eigenen, durch sie selbst erzeugten Relevanzbefragungen. Darauf beharrt schon Bacon; dass es bereits vor 400 Jahren geschehen ist, macht es nicht weniger wahr. Zweitens – ein bisher unerwählter Aspekt: Gute Lehrer und Lehrerinnen, die – auf allen Stufen und erst recht auf der universitären Ebene – dem vernünftigen Wissen und Wissen-Wollen auf die Sprünge helfen, sind nie bloss Kenntnisüberbringer, Funktionäre des Informationstransfers. Sie sind Hellmacher, Heimzünder, «Aufwecker der Seele aus dem tiefen Schlaf der Gewohnheit», wie Ralph Waldo Emerson sagt. Um dazu aber imstande zu sein, braucht das Lehren die Spielräume der Individualität, die Rechte, die für die Stufe der Universität seit dem 19. Jahrhundert im Prinzip der «akademischen Freiheit» konzentriert sind, und nach wie vor gegen dogmatische Ansprüche, von welcher Seite sie auch erhoben werden mögen, eingeklagt und verteidigt werden müssen. Drittens: Worum es in der universitären (wie übrigens in jeder) Schule gehen sollte, ist nie einfach «Ausbildung», sondern zugleich und ebenso «Bildung». Und «Bildung» ist wiederum, wie das Selbstzweckhafte der Wissenschaft, nicht in erster Linie auf die externen Bedürfnisse des Marktes oder der Arbeitswelt bezogen. Sie hat ihren Schwerpunkt in der Idee der freien Persönlichkeit, die ihre Existenz – im Wortsinn – zu «führen» weiss und die sich zu allem, was sie betrifft, selbstbewusst-eigenständig zu verhalten vermag.

Soviel zu den «Weisheiten der Igel». Der Tenor in den «Einsichten der Hasen» ist ein ganz anderer. Es dominiert der Ton der Dringlichkeit, der Mahnung zur fälligen Veränderung und der

Warnung vor konservativer Erstarrung. Was die «Hasen» sagen, zielt ins Herz der Aktualität. Was sie fordern, ist ein Umdenken grössten Stils. Wovon sie ausgehen, sind nicht Wissenschaft und Bildung; die Orientierung liefern der postindustrialistische Arbeitsmarkt, das Interesse am optimalen Einsatz knapper Mittel, die Wünsche der Wirtschaft, die auf verwertbare Forschungsergebnisse angewiesen ist.

In all diesen Perspektiven haben die «Hasen» gute Argumente; und sie transportieren und reflektieren nicht einfach ein neoliberalistisches Technokratenideal, sondern in der Tat die Einsicht in die Natur des insgesamt veränderten Zivilisationsprozesses, der die «zweite Moderne» kennzeichnet. – Diesem Befund entsprechend lassen sich die «Einsichten der Hasen» folgendermassen resümieren: Erstens: Das selbstbezügliche System der Universitätswissenschaft mit seinen traditionellen Strukturen und Disziplinen hat eine Tendenz zur Abschottung gegenüber neuen Nachfragen und Offerten – und v. a. gegenüber rasch anwachsenden Leistungsnotwendigkeiten zugunsten der gesellschaftlichen und ökonomischen Umwelt. Diese Tendenz muss von aussen her gestoppt, das universitäre Wissenschaftssystem letztlich durch finanzielle Anreize zur adäquaten Aufgabenerfüllung forciert werden. Zweitens: Die heutigen Universitäten sind als Schulen ineffizient, weil sie für die Phase der Erstausbildung zuviel Zeit brauchen, in der Weiterausbildung zuwenig lebenslange Lernbegleitung bieten und sich insgesamt kaum ausrichten auf die von den Märkten verlangten vielfältigen und vielfältig vernetzten Berufskompetenzen. Drittens: Die heutigen Universitäten sind als Forschungsstätten unzureichend, weil sie den engen Zusammenhang von ökonomischem Wettbewerb und wissenschaftlich-technischem Fortschritt viel zu wenig in ihre Projektplanung aufgenommen haben. In Zukunft muss die Innovationskette also enger verknüpft werden: von der Grundlagenforschung über die angewandte Forschung bis zur Markteinführung neuer Produkte und Dienstleistungen.

### Zwei Foci

Die «Weisheiten der Igel» und die «Einsichten der Hasen» sind meine aus diskursentspannungstechnischen Gründen leicht ironischen Titel für einen tiefreichenden und ersten Gegensatz im Verständnis der zeitgenössischen Universität. Tiefreichend ist der Gegensatz, weil er offensichtlich systematischer Art ist, das heisst zwei verschiedene Universitätskonzeptionen repräsentiert: Man darf sie die klassische wissenschafts- und bildungszentrierte im Unterschied zur ausbildungsorientierten Universität nennen. Beide Modelle können sich je auf eine Seite der Alternative berufen, mit der ich begonnen habe: Wissenschaft –

Dienstleisterin oder autonome Erkenntnisucherin. Denn die Wissenschaft ist längst beides geworden: autonom und funktional. Und zwar ist sie letzteres eben nicht allein indirekt, wie – im Blick auf die Grundlagenforschung – von Anfang an zugestanden worden ist; sie ist es zugleich auf direkte Weise und in zunehmender Weise. Denn je wissenschaftstüchtiger die gegenwärtige Zivilisation wird, desto schwieriger wird nicht nur die prinzipielle, gewissermassen wesenslogische Trennung von Grundlagen- und angewandter Forschung, um so dringender wird auch der Bedarf an Wissen im Umgang mit den inzwischen eingetretenen Folgen und Nebenfolgen der in die gesellschaftliche und ökonomische Praxis bereits eingegangenen Wissenschaften und Technologien.

Das Gesagte mag genügen, um sogleich zwei Dinge zu demonstrieren: Erstens: Unter den Bedingungen der Gegenwartsmoderne ist ein doppeltes Verständnis von Wissenschaft und Universität möglich und notwendig geworden, das nicht einfach und schlank in einer dritten Position aufzuheben wäre. Beide Positionen haben ihr prinzipielles, aber je relatives oder partiales Recht, das bei der Formulierung der Leitlinien für die Wissenschafts- und Hochschulpolitik je angemessen berücksichtigt werden sollte. Keine «vorschnelle» Verallgemeinerung oder «übereilten Schlüsse» und keine «idola fori» dürfen das sorgfältige Denken behindern und trüben. Das bedeutet jedenfalls, dass die allerdings nötige und tiefgreifende Umgestaltung der Universität oder genauer: des tertiären Bildungssektors immer und nachhaltig beide Foci im Auge behalten muss – den Focus der klassischen, wissenschafts- und bildungszentrierten Universität, der «Akademie», um ihr einen besonderen Namen zu geben, und den Focus der ausbildungs- und anwendungsorientierten Hochschule, der «Fachhochschule» in einem neuen und noch sehr unzureichend definierten Sinn.

### Defizite und Reformkonzepte

Damit komme ich zu meinem zweiten und letzten – und praktisch gesehen wichtigsten – Punkt. Ich denke, dass die heutige Universität, wie ich sie kenne, tatsächlich schwere Defizite hat. Und zwar in beiden Hinsichten. Sie ist nicht mehr «Akademie» und auch keine zweckmässige «Fachhochschule». Sie ist in vielen Fächern – und in den meisten, die ich gut kenne – ein Zwitter, der die Studierenden und Dozierenden gleichermaßen frustriert. – Wie soll man strenges, geisteswissenschaftliches Arbeiten vermitteln, das studentische Eigenständigkeit, aber auch gezielte, in der kleinen Gruppe geschehende, persönliche Betreuung verlangt, wenn man im Proseminar 150 und im Seminar 70 Teilnehmer hat, von denen mehr als die Hälfte zu 60 Prozent mit Geldverdiensten beschäftigt sind? Es ist kein Wunder, wenn unter

solchen Umständen die Abbrecherquoten hoch und die Studienzeiten zu lang sind.

Damit man mich recht versteht. Ich plädiere nicht für die Vermehrung der Dozierenden in den bestehenden Fächern, sondern zunächst für die vorgängige Überlegung, ob hier nicht viele das Falsche oder falsch studieren. Einfach deswegen, weil das Richtige nicht angeboten wird. Ich werde zum Beispiel den Verdacht nicht los, dass die Massen, die derzeit Publizistikwissenschaft studieren, entweder in von Anfang an spezialisierten Ausbildungsgängen einer Medienfachhochschule besser aufgehoben wären oder ihrem Bedürfnis nach Einblick in die allgemeine Soziologie und in die besondere der Medien mit einem knappen zweijährigen Studium, das vor allem die Voraussetzung für gezielt operierende Weiterbildung schafft, viel besser gedient wäre.

Was ist aber die Konsequenz solcher Beobachtungen? Möglich sind zwei Strategien. Die eine empfiehlt die Universität zu teilen; in das Segment eines präzise verschulenden, weitgehend entwissenschaftlichten, berufsbildbezogenen Diplombereichs und in das Segment des Gelehrtenkollegs. Die andere wirbt fürs Gegenteil: «Nicht Hineinnehmen der Fachhochschule ist das Gebot der Stunde, sondern die Auslagerung grösserer Teile der Universitätsausbildung, wo diese keine wissenschaftliche Ausbildung im engeren Sinne sein muss, in die Fachhochschule, die damit – und das ist zu betonen – zur Regelhochschule wird und werden sollte» (Jürgen Mittelstrass). Denn «eben diese Rolle, nämlich Regelhochschule zu sein, habe die Universitäten unter den Bedingungen von Massenhochschulen in ihrem wissenschaftlichen Charakter an den Rand des Zusammenbruchs geführt».

Wie immer man sich entscheidet: die Folge dieser Überlegungen muss ein stark differenziertes Hochschulsystem sein, das die klassische, wissenschaftszentrierte Universität ergänzt durch ausgebaut leistungsfähige, anwendungsorientierte Fachhochschulen, in denen die «Einsichten der Hasen» erst richtig fruchtbar werden können.

Das klingt vielleicht harmloser, als es ist. Tatsächlich stellt es die entsprechende Reformpolitik vor allergrösste Schwierigkeiten. Zu viele der gewachsenen Institutionen und bestehenden Strukturen stehen gewissermassen quer zu ihrer Richtung. Dennoch, davon bin ich überzeugt, ist à la longue nur so den beiden Wahrheiten, den «Weisheiten der Igel» und den «Einsichten der Hasen», angemessene Rechnung zu tragen.

Gekürzte Fassung des Festvortrags anlässlich der Verleihung des Karl-Schmid-Preises an Frau Prof. Dr. Verena Meyer vom 7. März 2000.

Der Verfasser ist Ordinarius für Philosophie an der Universität Zürich.